

30./X. 1917

775

„Spezialläf: Wenden!“

Vor dem Krieg gab es einen tiefen, ingrinnigen Konflikt: zwischen Röllchen und Hemdmanschette. Sie standen sich gegenüber wie zwei Klassen, zwei Welten: die ästhetische, liebeskultivierte, übersoziale und die nationale, spießrische, heinkrämmelige. Die „Jugend“ und der „Simplicissimus“ waren damals gegen Röllchen (sie haben seither eine aktuelle Schwentung gemacht). Das Wort diente dem Bohemien- und Literaturwitz, es wurde zum politischen Schlagwort, zu einer Geißel für Professoren und Bollbärtler. Was lag nun Geistiges und Prinzipielles gegen die Röllchen vor? Mehreres. Erstens und vor allem ihre separate Waschbarkeit, wodurch ihr Träger sein Hemd eine Woche lang tragen konnte, ohne durch seine grauen, tinten-schmierigen Vorläufer verraten zu werden; dann (vom Standpunkt höherer Ästhetik) daß sie eine Eigenexistenz führten und mit dem Uebrigen keine organische Einheit bildeten. Man konnte sie während der Karabollpartie ausziehen und wie eine hilflose Ergänzung zur Mameswürde auf dem Tisch stehen lassen. Endlich: sie „rutschten“. Sie klamierten eine pathetische oder erollische Handbewegung, frozzelten alle Liebhaber- und Liebergesten, indem sie vor Treuschwur und Appell zum Handgelenk flogen. So verrieten sie die Maschinerie der Würde. Grund genug, daß das Röllchen zu einem neuen Symbol wurde, wie früher der Zylinderflor, die Ballonmütze, die quadrierte Hose und der Hirschknopf auf der Krawatte. Der wichtigste Einwand freilich blieb die Waschbarkeit und der Umstand, daß man sein Hemd nicht zu oft zu wechseln brauchte. Das widerstritt gerade der obersten Kleidungsstendenz: Neugeborenenheit und Ueberfluß zu markieren und keine Spur haushälterischer Berechnung am Leib zu tragen.

Die Parole war eben damals: Verschwendung. Das Kleid hatte anonyme Ueberwertigkeit, duftende Erstmaligkeit und eine vom Himmel geschneite Vollendung auszubrüden. Nichts daran durfte angestrengt, mühevoll, übertragen erscheinen, die Tadellosigkeit keine private Handhabe bieten, noch den leisesten Geruch von Kauf, Klasse und Einkommen verraten. Man mußte aussehen, als ob man bühnenfähig zur Welt gekommen wäre und hinter sich nicht Leben und Notdurft, sondern Glanz und Wonnen hätte. (Es paßte zur Operettenwelt des Friedens, die sich jetzt ganz allmählich abshmiinkt und doch noch wie ein Theater dritten Ranges mit Bayerplastrons, Glaslitter und verstaubten Fraas seine Behäbigkeit drapiert.) Alle Modebrotschüren liefen auf diese Kunst hinaus und die Schicksalsfragen: „Wie zieh' ich mich an?“, „Wie werde ich in 24 Stunden ein vollendeter Gentleman?“, „Wie imponiere ich der Gesellschaft?“ gaben keine andere Antwort. Darum standen Röllchen, Plastrons und genähte Krawatten auf dem Index; darum waren Gummiabsätze verpönt (der wahre Gent braucht keine Schuhe zu schonen); darum sollte — vor strengem Auge — auch der Kragen ans Hemd genäht, der Manschettknopf doppelseitig und die Weste ausgeschnitten sein. Die Kleidung des Kavalliers war ein nach außen geführtes Steuerbefehnis. Natürlich ein falsches.

Seither, mein Gott, gibt er es billiger (was vom Leurerzahlen kommt). Die Kleider-, Wäsche-, Schuh- und Seifenkarte haben ihn dermaßen in die Ecke gedrängt, daß seine Tadellosigkeit heute so problematisch und auffällig wirken müßte, wie früher der geringste Defekt, und es beinahe nobler ist, sich der Not stilvoll angepaßt zu zeigen, mit Unlust und Würde auf Holzsohlen zu schreiten und in gemendeten Anzügen Haltung zu bewahren. Dieser gewendete Anzug ist ja die große Herbstmode 1917. Sie ist — geometrisch gesprochen — etwa der Frühjahrsmode 1914 homolog. Sehr schick und geschmackvoll, direkt aus dem Frieden. Die Fajson kostet 50 bis 60 Kronen, der Stoff ist unsonst. Zwar fühlt man sich darin nicht ganz wie neu, sondern etwas schuldbewußt, wie in einem ausgeliehenen oder in der Schwemme erstandenen Gewand, das der soziale Kennerblick rönigenisieren und auf seiner Vergangenheit ertappen kann. Aber es sieht wie angegossen und erneuert in der Anfangszeit alle Freuden der ersten Wirkung. Was im Körperleben so oft erschut, wie unmöglich ist: wieder jung zu werden und die alten Fehler weßt zu machen — hier, bei der Wiedergeburt des Anzuges, ist es möglich; man mag sich an den ersten unvorsichtig entstandenen Fleck in der Hölle, den leichtsinnig durchgewetzten Ellbogen, den fettig gewordenen Kragen erinnern und mit doppelter Vorsicht und Freude das Glück der Unverschrtheit genießen. Ja, vielleicht fühlt man sich wieder so jung, wie Anno dazumal, wo die heutige Jungerseite noch das Licht der Erde sah.

Es gibt nichts Symbolischeres als den gemendeten Anzug. Einmal bedeutet er, daß das, was im Frieden zu hinterst lag, gut genug ist, nach vorn zu kommen, daß die misachtete Rückseite jener Zeit noch immer eine glänzende Fassade für die heutige abgibt. Dann aber, daß uns dieser Krieg völlig umgewandt, uns, wie der Volksmund sagt, das „Beuschel umgedreht“ hat. Tiefer und besser kann sich Erfahrung nicht ins Bild umsetzen; augenfälliger kann sich Läuterung nicht vollziehen. Vom Standpunkt der Kriegspädagogie hat man darum einiges Recht, im gemendeten Anzug mit stolz erhobenem Haupt einherzugehen. Oder vielleicht aus demselben Grund, wie jener Knabe in der Anecdote, dessen Weste aus Großvaters Hoje verfertigt war...?

a. k.